

15 Jahre Zuwanderungs- und Integrationsbüro der Landeshauptstadt Saarbrücken

Redebeitrag von Veronika Kabis

Auftaktveranstaltung zu den Interkulturellen Wochen, 21.9.2018, Rathausfestsaal

I. Heimat teilen¹

Heimat ist dort, wo ich mein Zuhause habe – egal ob selbst gewählt oder hineingeboren. Heimat ist dort, wo ich nicht aufgrund meiner Identität diskriminiert werde und wo ich mich sicher fühle. Heimat ist dort, wo ich verstanden werde und wo ich die anderen verstehe, ohne dass wir deshalb Gleiches dächten.

Unsere räumliche Heimat Saarbrücken ist ein Ort an der Grenze. Die Grenze: Sie ist ein ambivalenter Ort. In friedlichen Zeiten wird das Pendeln zwischen den Welten zur Lebenskunst. Migrantinnen und Migranten sind dann eine willkommene Bereicherung, sie stehen für die „Welt bei uns zu Hause“. Das ist die schöne, die spielerische Seite von Vielfalt und Grenzgängertum. Grenzen sind aber auch Orte der Verunsicherung. Auf der Grenze ist nichts mehr eindeutig und unhinterfragbar. Die Diskussion über Einwanderung offenbart eine solche Verunsicherung.

Grensräume können also beides sein: Orte der Öffnung und Orte der Abgrenzung. Es hängt von uns ab, wie wir sie nutzen. Sie können, wenn wir sie produktiv nutzen, „Orte der Erkenntnis“ sein: Hier kann ich experimentieren und lernen. Hier kann ich mich im besten Sinne verunsichern lassen und Neues ausprobieren.

Eine Stadt wie Saarbrücken bietet deshalb alles Potenzial, um sowohl Heimathafen als auch ein Ort des Aufbruchs und des Erprobens von Neuem zu sein. In den letzten fünfzehn Jahren war es uns wichtig, aufzubrechen und Neues auszuprobieren: Wir haben Räume der Begegnung geschaffen: den „Orientalischen Markt“ in Burbach oder die Veranstaltung „Frauenwelten“ mit dem Arbeitskreis Migrantinnen. Wir haben Räume der Orientierung geschaffen: die Besucher- und Fachmesse IMMIGRA mit dem IQ-Landesnetzwerk Saarland; das Mentoringnetzwerk für Migrantinnen MiNET mit der FrauenGenderBibliothek. Wir haben Räume der Verständigung geschaffen: mit einer Einbürgerungskampagne, mit Dialogveranstaltungen zur Unterbringung von Flüchtlingen, mit einer Bürgerwerkstatt in Burbach.

Einwanderung verändert eine Gesellschaft von Grund auf. Sie fordert dazu heraus, über Grenzen zu denken. Das betrifft nicht nur diejenigen, die eingewandert sind, sondern auch diejenigen, die sich - vermeintlich - gar nicht bewegt haben. Grenzen verwischen sich: Grenzen zwischen Kulturen, zwischen Sprachen, zwischen traditionellen und individuellen Lebensentwürfen, Grenzen zwischen kulturellen Geschlechterrollen. Migration ist wie ein neues Vorzeichen vor der Klammer: Sie wirkt sich auf alle darin aus. Wir alle werden zu Grenzgängerinnen und Grenzgängern.

¹ „Heimat teilen“, „Sich streiten, sich vertragen“ und „Hoffnung wagen“ sind Textzeilen aus der PatchWorkCity-Hymne „Alle anders. Alle Saarbrücken“

Als Grenzgänger in der Einwanderungsgesellschaft haben wir die Wahl: Wir können uns selbst „begrenzen“ und die Schotten dicht machen. Oder wir wagen uns bewusst hinein in diesen Raum der Verunsicherung. Genau dieser verdächtige Grenzraum, in dem Identitäten nicht mehr eindeutig sind, kann dann der Ort der Verständigung werden. Der Ort, an dem die Grenzziehung zwischen „Wir“ und „Ihr“ überwunden werden kann. Aber auch der Ort, an dem Spannungen und Uneindeutigkeiten bestehen dürfen. Denn sie sind nun mal Kennzeichen moderner Gesellschaften. Wir werden sie nicht alle auflösen können. Wir können aber lernen, sie besser auszuhalten.

In den letzten fünfzehn Jahren war es uns wichtig, die Auseinandersetzung mit den Uneindeutigkeiten zu wagen und die Dinge weiterzudenken: Wir haben um neue Erkenntnisse und Strategien gerungen und Bündnispartner gefunden: in den Projekten SIMA und IBIS, in der Zusammenarbeit mit Migrantenorganisationen, in Fachtagungen und Kulturprojekten, etwa dem Projekt SingBar international. Wir haben viele Ämter der Stadtverwaltung hinein genommen in den Öffnungsprozess: mit Workshops, Fortbildungen, Beratung und Mitarbeit im Entwicklungsteam

Wir haben Haltung gezeigt gegen Rechtsextremismus, Gewalt und Menschenfeindlichkeit: indem wir Partnerschaften für Demokratie in den Bundesprogrammen TOLERANZ FÖRDERN - KOMPETENZ STÄRKEN und „Demokratie leben“ aufgebaut und das Antidiskriminierungsforum Saar mitbegründet haben.

Heimat teilen: Das gelingt, wenn die schon „Hiesigen“ keine Angst mehr haben, ihre Heimat durch das Teilen zu verlieren. Wenn sie im Gegenteil verstehen: „Teilen verbindet“. Das ist besonders in den Stadtteilen wichtig, die sich durch Strukturwandel und Einwanderung verändert haben. Alle müssen sich diese Heimat neu aneignen! Das bedeutet Abschied von Unwiederbringlichem, ja Trauerarbeit, und Verständigung auf Neues, verbunden mit der Frage: Wer gehört dazu? Wie kann hier Heimat für alle entstehen?

Der inflationäre Gebrauch des Wortes „Heimat“ in den derzeitigen innenpolitischen Debatten verrät die Absicht der Parteien rechts der Mitte, Wähler*innen am äußersten rechten Rand zurückzugewinnen. Ich persönlich möchte die Deutungshoheit über die Heimat weder den einen noch den anderen überlassen. Heimat ist nicht einfach da. Heimat kann man auch nicht wegreden. Heimat muss man selber machen. Wir machen da mit.

II. Sich streiten und sich vertragen

Falafel und Chili con carne, Ayran und Batida de Coco, Merengue und Dabke: Alles so schön bunt hier? Nein, die zunehmende Heterogenität in unserer Gesellschaft ist nicht immer nur bereichernd, lecker, inspirierend, verbindend.

Sie ist auch Quelle von Stress und Konflikten: Streit um unterschiedliche Vorstellungen, wie man den öffentlichen Raum nutzt oder wie man sich kleidet; Angst davor, mit den eigenen Vorstellungen von einem guten Leben unterzugehen gegenüber denen, die in großer Zahl neu ins Quartier kommen;

Frust darüber, dass man sich noch so sehr anstrengen kann und doch immer wie ein „Fremder“ behandelt wird und sich die Träume vom Neuanfang in Luft auflösen.

Konflikte sind in einer heterogenen Gesellschaft nicht die Ausnahme, sondern die Regel. Das gilt insbesondere für die Stadtteile, die mit den Schwierigkeiten des Ankommens zu kämpfen haben.

In den letzten fünfzehn Jahren sind wir durch eine mitunter harte Schule gegangen: Es sollte nur ein neues, zielgruppenspezifisches Angebot unter vielen werden, dann hat es haushohe Wellen geschlagen: das Frauenschwimmen in Altenkessel 2011, in Zusammenarbeit mit dem DAJC und der Bäderbetriebsgesellschaft. Es gab harte Diskussionen, einen regelrechten Shitstorm, und es ging integrations- und geschlechterpolitisch „ans Eingemachte“: Ist ein geschützter Raum für – überwiegend – muslimische Frauen ein Beitrag um sich „freizuschwimmen“ oder ein emanzipatorischer Rückschritt? Das Frauenschwimmen gibt es noch immer, die Debatte auch. Dass wir die unaufgelöste Ambivalenz aushalten, ist vielleicht der größte Gewinn.

Überbelegte Wohnungen, Vermüllung, Lärm, Streit, Straftaten, krasse Armut, hilflose Versuche, in Deutschland Fuß zu fassen: So hat sich die Situation in der Frankenstraße 2014 dargestellt. Dass mit der EU-Osterweiterung nicht nur Waren, sondern auch Menschen die Grenzen frei passieren, ist hier schlagartig deutlich geworden. Menschen, auf die das System nicht vorbereitet war und im Grunde noch immer nicht ist.

In einer großen Kraftanstrengung haben die Stadt und ihre Partnerinnen und Partner die Situation entschärfen können. Als hilfreich haben sich dabei die „Roma-Projekte“ erwiesen, die wir bereits zuvor an verschiedenen Schulen installiert hatten. Aus den Erfahrungen mit der Frankenstraße haben wir ämter- und institutionenübergreifend mit der Koordinierungsstelle EU-Zuwanderung und dem Projekt EULE.mobil neue Strukturen aufgebaut.

Solide Strukturen und die passenden Instrumente sind das A und O, wenn es um Vorbeugung und Umgang mit Konflikten geht: Deshalb war es uns wichtig, Netzwerke aufzubauen, etwa zwischen der Stadt und den islamischen Gemeinden, und die Erprobung neuer Ansätze zu unterstützen, etwa das Community Organizing in einem Stadtteil wie Malstatt.

Sich streiten und sich vertragen: Es bleibt eine Daueraufgabe, ob beim interreligiösen Dialog, beim Integrationsbeirat oder an den großen und kleinen Konfliktpunkten vor Ort.

2014 kamen wieder Flüchtlinge in die Stadt: mit ihnen die Aufgabe der Erstunterbringung, der Unterstützung und des Dialogs mit den Menschen in den Stadtteilen. Das Krisenmanagement hat mit vereinten Kräften funktioniert. Das ZIB hat sich auf die Bürgerkommunikation, die Vernetzung der Akteure und den Aufbau ehrenamtlicher Unterstützungsstrukturen mit dem Netzwerk ANKOMMEN konzentriert. Eine kleine Erfolgsgeschichte.

Die Geflüchteten sind oftmals im Fokus der Einwanderungsdiskussion. In der Tat sind binnen weniger Jahre rund sechseinhalb Tausend Menschen allein aus Syrien nach Saarbrücken gekommen. Sie sind dennoch eine Gruppe unter mehreren, und unser Blick muss das große Ganze umfassen.

Für die einen geht es um Studium und Ausbildung, viele sind hier, weil ihre Eltern oder Großeltern als Arbeitskräfte angeworben wurden, manche kommen der Liebe wegen und bei anderen ging es um das nackte Leben. An alle richten sich unsere Angebote der Information und Orientierung.

III. Hoffnung wagen

Angesichts der dramatischen Verschärfungen des Einwanderungsdiskurses und des politischen Rechtsrucks europaweit möchte man mitunter resignieren.

Der Gegenpol der Resignation ist die Hoffnung. Sie gibt Kraft und Orientierung. Sie stiftet Sinn. Hoffnung bedeutet, sich innerlich verbunden zu halten mit dem, was einem wichtig und wertvoll ist. Hoffen ist ein existenzieller Akt, der zu einem großen Schritt führt: Aus dem Wünschen und Sehnen wird eine Haltung – und zwar eine Haltung der Offenheit².

Dieser Zusammenhang zwischen Hoffnung und Haltung ist mir wichtig. Wenn wir aufhören zu hoffen auf eine bessere, friedlichere, gerechtere Welt, geht uns die Haltung der Offenheit verloren. Deshalb ist kommunale Integrationsarbeit, so wie ich sie verstehe, auch eine Arbeit der Ermutigung und des Säehens von Hoffnung. Sie muss utopisches Potenzial enthalten, sie muss ein Funke sein, der überspringen will.

Mit der Kampagne PatchWorkCity haben wir den Versuch unternommen, ein solcher Funke zu sein. Mit vielen wunderbaren Partnern ist ein Feuerwerk an Aktionen und Veranstaltungen entstanden. Hier ging es genau darum: Hoffnung zu wagen!

Wohin werden sich die Arbeit des ZIB und die integrationspolitische Richtung der Stadt insgesamt entwickeln? Mit dem neuen Integrationskonzept werden wir Schwerpunkte vorschlagen:

Wir wollen noch stärker die Ankunftsquartiere in Saarbrücken unterstützen.

Wir werden an Konfliktprävention und –moderation arbeiten.

Und wir werden die Bildung als ein zentrales Handlungsfeld von Integration noch mehr in den Mittelpunkt rücken.

Die Zeit ist außerdem reif für ein noch besser organisiertes intersektionelles Arbeiten: Migration, Gender, sexuelle Identität, Alter, Behinderung – die Facetten von Identität lassen sich nicht trennen. Ein ganzheitlicher Blick auf die Menschen ist gefordert, wir brauchen hier neue Formen der Zusammenarbeit und des Zusammen-Denkens.

Es gäbe noch viel Vergangenes zu berichten und über viel Zukünftiges nachzudenken. Entscheidend ist, dass wir nicht stehen bleiben und uns nicht zufrieden geben mit dem Erreichten. Wir werden weitermachen – gerne auch weiterhin mit Ihnen zusammen.

² Vgl. Alfried Längle, Hoffnung – Ausdruck der Liebe zum Leben, in: Zeitschrift „Leidfaden“ 1/2017, S. 11